

Das Zigarettenfächchen.

Von Oskar L. Schmeiner.

Zurückgelehnt in seinem Stuhl, mit halb geschlossenen Augen, sah Monsieur Flaubert da und träumte. Er träumte von dem Diner, die er gegessen, von den Eroberungen, die er gemacht — nicht etwa Eroberungen auf dem Schlachtfeld, sondern jene konstanter, oft so schwer zu erringenden Siege des Salons. Dann dachte er auch an seine Heimath und eine Ahnung glänzte in seinem Auge.

Er war ein Bekannter, Ungläublicher, weit fort vom sonnigen Frankreich, momentan dazu verflucht, in diesem Lande des Regens und Bieres zu vegetiren. Der Saal des eleganten Berliner Hotels war dortläufig nur spärlich besetzt; zwischen den Gruppen schöner Frauen standen hier und da leere Stühle und ungedeckte Tischchen. Auch an Monsieur Flauberts Tisch waren noch zwei Plätze frei, und er wartete mit Spannung darauf, was für zwei Spezien dieser ungemüthlichen Kaffe noch seine Nachbarn werden würden.

„Wer was nahe da? Eine Götin — sicherlich! Welch ein Gesicht! Welche Figur! Welch ein beherrschendes Köpfchen! Und dieser so prächtige, so herrliche Kranz von Spitzen und Foulards war sicherlich unter keinem deutschen Himmel entstanden.“

Die Götin wandte sich an ihren Begleiter, einen jungen, schlanken, sonnenbräunten Mann mit edigem Sinn und deutete auf die zwei freien Plätze, die Fortuna selbst neben Monsieur Flaubert gestellt haben mochte. Der junge Mensch nickte gleichgültig und das Paar nahm Platz.

„Besteht du also immer noch den Meis, welcher die Damen an deine Seite zieht und fesselt?“ dachte Monsieur Flaubert, indem er seinen Schnurrbart in immer höhere und höher — „Regionen drehte und dabei eine Gleichgültigkeit gegenüber seiner Umgebung zur Schau trug, die nichts zu wünschen übrig ließ.“

„Seinen Nachbarn wurde Kaffee gebracht — und er sah einen Blick. Wie beneidlich und sensibel ihre Züge! Wie sie jede Berührung mit diesen Zügen, kaltschnitigen Deutschen — Schauer erfüllen muß! Mit diesem Deutschen? Oder war's ein Engländer? Ja, ja, er ist gleichgültig, so ruhig; die Engländer sind immer so ruhig, außer — wenn sie ärgerlich sind. Wird er manchmal ärgerlich? Vielleicht behandelt er sie schlecht. Monsieur Flauberts Blut kochte bei dem Gedanken. Da wurd seine Skatulationen durch die Stimme seines Visavis unterbrochen, der ärgerlich ausrief: „Oh, hach! it!“

„Allo, richtig doch ein Engländer. Dem gönne ich den Engel schon gar nicht.“ dachte Monsieur Flaubert. „Was ist's, Lieblich?“ fragte der Engel den Mann.

„Ich habe nichts zu rauchen,“ kam die Antwort. „Gabe meine Tasche oben gelassen.“

„Oh, wie schade,“ antwortete sie mit süßer Stimme. „Aber ich fahre hinauf und hole sie dir, ja?“

Welch eine Sünder! Noch ehe der Gatte antworten konnte, hatte Monsieur Flaubert seine Zigarettenfächer herausgeholt und bot sie seinem Gegenüber an. „Wahrlich, Sie sind so gut!“ Die Engländerin nickte so wenig an Höflichkeit gewöhnt, daß der sonnenerhellte junge Mann einer Augenwidmung war. Es war die Engelsstimme der Dame, die der Verlegenheit ein Ende machte.

„Doch, wie freundlich!“ sagte sie. „Darauf murmelt die Gatte einen etwas steifen Dank und nahm eine Zigarette.“

Monsieur Flaubert sprach von den Schwierigkeiten des Hinauf- und Hinunterfahrens in solch einem großen Hotel. Und wenn man denn schon oben war, dann hatte man vielleicht vergessen, sich unten im Bureau den Schlüssel geben zu lassen, und die Anstrengung war ganz umsonst.

Auf diese Kleinigkeiten, die doch nur das Eis brechen sollten, gab der Herr aber ganz kurze Antworten. Die Dame dagegen machte die Unhöflichkeit ihres Gemüths dadurch weit, daß sie eine Unterhaltung antippte. Wiederholte war ihre Frage kaum original. Diefelbe Frage, von andern Lippen kommend, war ihm schon ziemlich überdrüssig. „Sie frägen — Wie gefällt Ihnen Berlin?“

Monsieur Flaubert breitete sich über das Thema und sagte viele schöne Dinge. Und als er bemerkte, daß der Herr seine Zigarette ausgeraucht hatte, produzierte er wieder sein Täschchen. Der Gatte dankte. Wenige Engländer haben die Courage, französische Zigaretten zu rauchen. Aber die Dame streckte ihr Händchen aus.

rem Berger bemerkte, daß sie es nie wiedersehen. „Um liebsten hätte Flaubert gesagt: „Bitte, behalten Sie es.“ Doch da er es nicht wagte, steckte er das Täschchen in die Brusttasche nächst seinem Herzen, seufzte sentimental und murmelte: „Es ist ein Souvenir.“

Der sonnenbräunten Mann sagte wenig. Kein Wunder. War er nicht, wenn Anatole Flaubert da war, in der Gesellschaft das fünfte Rad auf dem Wagen? Wer würde an seiner Stelle nicht ungeduldig sein?

„Es ist Zeit, zu Bett zu gehen, mein Kind.“ Der Kerl ärgerte sich nicht schlecht, nicht wahr? Und wie Flaubert sich ins Häufchen lockte!

Am anderen Tage traf man sich zufällig im Saal beim Kaffee. Monsieur Flaubert war heute nicht so saunig gene, wie gestern Abend. Er sprach von seinem Vaterland und von einem Heim — ohne Madame Flaubert zu erwähnen — und er sprach mit Pathos von seiner Verbannung. Gütliches Mitleid schimmerte in Mrs. Cucumbes Augen, als sie ihn fragte, warum er unter Fremden weilen müsse.

„Ich habe eine Pflicht zu erfüllen,“ sagte Monsieur Flaubert einfach. Er hätte auch sagen können: „Ich bin geschäftlich.“

Da Monsieur Flaubert an Erfolge gewöhnt war, wunderte er sich nicht allzu sehr, als am nächsten Morgen nach dem Frühstück Mrs. Cucumbe ihn mit der Frage anredete: „Würde Monsieur Flaubert ihr einen Gefallen thun?“

„Einen Gefallen! Ueberraschung zu heucheln, wenn man nicht überreich ist — das wäre doch Unfinn. Anatole verbeugte sich lächelnd, und zwar so tief, daß es die Dame ein wenig verwirrte: „Ich stehe natürlich zu Diensten.“

Als Mrs. Cucumbe ihr Anliegen vorgebracht hatte, lächelte Monsieur Flaubert nachsichtig. Wie leicht durchschauern wir Männer doch die kleinen Ausflüchte der Damen. „Mein Mann darf aber nicht davon wissen,“ sagte die Lady.

„Das sollte ich meinen,“ dachte Monsieur Flaubert. „Also wahren Sie unser Geheimniß!“ fügte sie lustig hinzu.

Unvorsichtige! Sie hatte es ausgesprochen, die sie Anatoles tragisch wunden Blick bemerkte. Dort, bei ihrem Elbogen, stand ihr Mann. „Der Teufel!“ dachte Anatole.

Aber der Ausdruck, den er erwartete, fand nicht statt, doch war es Mrs. Cucumbe anzumerken, daß er sich ärgerte.

Was in der Welt konnte seine Frau diesem kleinen Franzosen zu erzählen haben? Es war schon schlimm genug, ihn den ganzen Abend hinter sich her zu haben, jetzt gar auch noch am Tage. Sicherlich, seine Frau konnte doch nichts in diesem kleinen, gefühlvollen Wesen sehen. Aber warum sollte dies Geheimnißkrämerer? Warum sollte etwas geheim gehalten werden? Natürlich irgend ein Unfinn. „Können Sie nicht, ein Wort darüber zu verlieren. Aber doch — Romm, Froy!“ Aber der Sebanke hatte doch Wurzel gefaßt.

In der nächsten Zeit nahm Anatole Flaubert drei verschiedene Gelegenheiten wahr, um Mrs. Cucumbe mit auf den Lippen rühmendem Finger und erhabenen Augenbrauen und geheimnißvollem Zischen verschiedene Mittheilungen zu machen, so daß Gedanken der Eifersucht in Mrs. Cucumbes Hirn eingogen und sich dort häuslich niederließen.

Am Donnerstags Nachmittags schickte Mrs. Cucumbe Kopfschmerzen vor und Mrs. Cucumbe traf Anhalten, den Nachmittags allein zu verbringen. Unschlüssig schlenderte er die Linden entlang. Ein Gedanke hatte sich in seinem Hirn festgesetzt und ließ nicht los: „Wenn sie uns los werden wollen, dann sagen sie immer, sie haben Kopfschmerzen.“ Aber es war zu unsinnig. Er lagte beinahe; aber langsamer ging er doch. Und plötzlich drehte er sich um und schritt in der Richtung des Hotels zurück. Schneller und immer schneller. Und als er ins Hotel trat, sagte er sich wieder: „Unfinn!“

Trotzdem bellte er doch sofort den Dikt und ließ sich in seine Etage begeben. Bögernd öffnete er die Thür und betrat sein Wohnzimmer. „Auf dem Tische lag — war es möglich? — die Zigarettenfächer dieses Franzosen!“

Er konnte sich nicht irren, dunkel Stahl mit Türhaken. Und er hatte eine von den verdamnten Zigaretten dieses Mannes aus diesem selben Täschchen angenommen! Dicht daneben auf dem Tische lag ein Papier, in welches ein Päckchen eingewickelt gewesen. Er drehte es um, es trug den Namen eines Juweliers aus der Friedrichstraße, und als er es ganz aufhob, fiel eine Karte heraus mit der Aufschrift: „Mit Grüßen von Anatole Flaubert.“

Mr. Cucumbe war farr. Dann dachte er nach. „Unfinn!“ kam es wieder über seine Lippen. Und dennoch? Des Mannes Zigarettenfächer war hier, also mußte der Mann auch hier gewesen sein. Schließlich geriet er die Karte und das Papier. Mit grimmiger Ruhe steckte er die Zigarettenfächer zu sich und stieg die

Treppe hinunter. Denn im Lift, sagte er sich, kann man doch Niemand begegnen.

Mr. Cucumbe durchsuchte systematisch ein öffentliches Zimmer nach dem anderen. Im fünften fand er, was er suchte. Monsieur Flaubert hatte sich in dieses Zimmer, wo er sich momentan allein befand, zurückgezogen, um seine Reiseindrücke niederzuschreiben. Er war bei recht gutem Humor, hatte er doch mit einem glücklichen Epigramm den Werth unserer Institutionen und unseres Landes gekennzeichnet.

„Man reist nach Deutschland,“ schrieb er, „um nach Frankreich zu reisen.“ Gar nicht so übel, dachte er; und jetzt muß ich ihnen schreiben, daß ich genöthigt bin, noch ein paar Tage länger zu bleiben. Dabei lächelt Monsieur Flaubert. Verschieden und lächelnd erstreckte er den Schirm. Wenn ein Engländer höflich wird, dann ist sicherlich Gefahr im Anzug. Dabon hatte jedoch Monsieur Flaubert keine Ahnung, und als der Engländer auf ihn zukam und ihm ohne jedes sichtbare Zeichen von Ärger „Guten Tag!“ wünschte, da erwiderte Monsieur Flaubert:

„Ah — mein guter Freund Mr. Cucumbe, es freut mich sehr, Sie zu sehen.“

„Und es freut mich sehr, Sie zu sehen,“ erwiderte jener. „Und Mrs. Cucumbe, wie geht es ihr?“ fragte der Franzose. Mr. Cucumbes Kopf nahm eine rothe Farbe an. Anstatt die Frage zu beantworten, pfanzte er sich dicht vor dem andern auf und sagte:

„Also, da sind eine oder zwei Fragen, die ich an Sie stellen möchte. „Aber ich bitte, gewiß,“ antwortete Monsieur Flaubert, jedoch nicht mehr ganz so fröhlich.

„Ich möchte wissen warum Sie heute Nachmittag in meinem Wohnzimmer waren?“

Ueberraschung, die man irrthümlicherweise auch hätte für Furcht halten können, spiegelte sich in Monsieur Flauberts Zügen. „Ich war nicht dort,“ sagte er. „Dah!“ — sagte der Engländer trocken.

„Ich wiederhole, ich war nicht dort,“ entgegnete der Franzose erregt. „Darf ich dann fragen, wie es um das Sie Ihre Zigarettenfächer dort liegen?“ fragte der Engländer, das Corpus delicti aus der Tasche ziehend und dem erstaunten Franzosen unter die Nase haltend.

„Ich — ich hab' sie nicht dort gelassen,“ flammte jener. „Dah!“ sagte Mr. Cucumbe noch trockener, während seine Augen Feuer sprühten.

„Ich habe eine Erklärung, ich werde erklären,“ sagte Monsieur Flaubert. „Ruh' bitte Mr. Cucumbe, wie er glaube, schon zwei direkte Worte zu hören, die Sie hören wollen.“

„Bei meiner Ehre!“ — fing er an. „Darüber wollen wir uns nicht streiten,“ unterbrach Mr. Cucumbe. „Jetzt kann ich Ihnen nur raten: Waschen Sie, das Sie rauskommen.“

Monsieur Flaubert zog sich langsam zurück. In solchen Momenten ist Nachdenken besser als Handeln. Die Engländer, überlegte er, kämpfen nicht mit Degen und Pistolen, sondern mit elastischen Faustschlägen, welche noch dazu schmerzen. Das ist ein brutales Geschäft. Einer der Kämpfenden holt sich eine blutige Nase, der andere holt sich eine Ehre. Ein Franzose soll um Ehre kämpfen. Und übrigens, der Standa! Hatte er bis jetzt nicht nobel gehandelt? Er hatte nichts verathen, nichts erklärt, und Madames Geheimniß war sicher. Sie waren im Kreis herum durch das Zimmer gekommen, Monsieur Flaubert voran, Mr. Cucumbe hinterher; jetzt zog sich Monsieur Flaubert zur Thür zurück. Was man thun will, soll man schnell thun; Anatole Flauberts Rückzug war schnell vollbracht. Mit der Hand auf der Thürkante drehte er sich um und warf seinem Feinde einen Fluch ins Gesicht, der seine ganze Verachtung des Gegners kundgab. Dann verließ er das Zimmer. Auch das that er schnell.

Mr. Cucumbe verstand zwar den französischen Fluch nicht, aber als Antwort ließ er das Zigarettenfächchen hinter Monsieur Flauberts stehendem Rücken herfliegen.

Dann ließ er Mrs. Cucumbe sagen, sie möge allein diniten und verließ das Hotel.

Wie und wo er den Abend verbrachte, ist nicht bekannt. Es genügt zu wissen, daß er am nächsten Morgen auf dem Sopha des Wohnzimmers mit einem fürchterlichen Kopfschmerz erwachte.

„Heute ist mein Geburtsstag,“ dachte er, und in der Bitterkeit seiner Seele klangelte er nach etwas Brandy und Soda. Aber auch mit dieser Hilfe fand er es schwierig, sich einen bestimmten Plan zurechtzulegen. Er war von einem Resultat noch weit entfernt, als sein Frauchen eintrat. Sie sah so frisch und lieblich aus wie immer. Sie hatte Nachts vorher gehört, wie ihr Ehegatte zurückgetreten war und sich im Wohnzimmer häuslich eingerichtet hatte. „Das ist doch

Harry gar nicht ähnlich,“ dachte sie. Jetzt bemerkte sie das halbleere Glas. „Der Harry,“ sagte sie, „du schickst, verbummelte Junge. Du siehst ja aus wie geschlo!“

Harry versuchte vergebens, sich aufzurichten. „Harry, ich fürchte, du wirst denken, es war schrecklich schlecht von mir, aber — du wirst mir vergeben — wirst du nicht?“

Mr. Cucumbe bildete seine Frau hart an und schmaute laut durch seine Nasenflügel. Sie in diesem Tone sprechen zu hören, als ob es sich um irgendeine Kleinigkeit handelte, nachdem sie ihn so hintergangen! Es war zu schrecklich!

„Um des Himmels willen, schau mich nicht so an!“ sagte Mrs. Cucumbe. „Es war wirklich meine Schuld. Uebriens habe ich dir ja noch gar nichts davon erzählt.“

„Dante, ich glaube, es ist kaum nöthig.“

„Oh, doch, Welch ein Brummbär du heute bist, Harry! Wehst du, doch heute dein Geburtstag ist. Und wenn du an deinem Geburtstag brummig bist, dann brummt bu das ganze Jahr, und dann laufe ich fort und komme nie mehr wieder!“

Der Ton sorgloser Gemüthlichkeit war aufsteigend als alles andere zusammen. Und dann wendete sich die Menschen, wenn mal ein Mann seiner Frau mit der Kohlenkugel über den Kopf haut,“ dachte Harry zähnelnd.

„Ich wollte eben von deinem Geburtstagsgeschenk sprechen,“ sagte sie. „Ich habe dir eins besorgt, aber ich hab's verloren. Ich kann es gar nicht verstehen.“

„Es gibt verschiedene Dinge, die ich auch nicht verstehen kann,“ begann der mühsame Gatte mit strenger Stimme.

„Ah, die laß jetzt nur, Harry.“ Das Weib wollte durchaus nicht schweigen. „Wie ich schon sagte, ich habe dir eins besorgt, bu kennst doch Monsieur Flauberts Zigarettenfächer?“

Mr. Cucumbe traute seinen Sinnen nicht. Ihre Stimme kitzelte nicht im Geringsten, als sie den Franzosen erwachte.

„Ruh, dir hat doch das Täschchen damals so gut gefallen, also hat ich den komischen kleinen Kasten, mir ein eben solches für dich zu besorgen. Gestern hat er es auch richtig gefaßt. Ich öffnete selbst das Päck. Die Rechnung lag dabei; also schrieb ich gleich einen Scheck und ging hinaus, um zu bezahlen. Doch dann ist nicht die Thür hinter mir ins Schloß drückte; aber als ich zurückkam, war das Zigarettenfächchen, das Papier, in dem es eingewickelt gewesen, alles verschwunden. Es ist doch sehr merkwürdig. Natürlich, man will doch nicht gleich die Postkette besudeln, aber — o Harry, Das ist wie der mein guter Junge!“

Mr. Cucumbe hatte sich ihr nämlich von hinten genähert und ihr schültern, ganz schültern einen Kuß auf die Wangen gedrückt.

Jetzt blühte er zum Fenster hinaus. „Woran denkst du, Harry?“ fragte seine Frau.

„An nichts,“ Besondere,“ sagte Harry. „Ich — ich — ich — habe eben darüber nachgedacht, wie groß der Esel ich doch bin.“

Der alte Jan. Aus dem Holländischen von M. Holtackers. Es war ein warmer Tag, sehr warm sogar, und jeder, der in unserer herrlichen Inseln gewesen ist, weiß, was das sagen will. Ich konnte es nirgends aushalten und habe endlich Ruhe gefunden in einer der Solonarden, wo ich, in einem Behälter, mich mit dem genutzten Gedanken beschäftigte, daß von den drei Jahren, die ich hier zubringen muß, schon zwei und ein halbes verstrichen sind. In sechs Monaten werde ich zu Hause sein. Zu Hause! Und ich werde sie alle wiedersehen: meinen guten Vater, mein liebes Mütterchen, die Brüder und Schwestern und sie, meinen Engel, mein Bräutchen!

Während ich so in Gedanken versunken bin, ertönt plötzlich hinter mir eine Stimme: „Will der Herr nach Indien?“ Und wie ich mich umwende, sehe ich in das erliche, durch die Sonne gebräunte Gesicht eines alten Matrosen, der mich mit mittelbarem Ausdruck in seinen Augen ansieht. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ja, das Abfahrschiffen ist ein höchstliches Ding, das habe auch ich erfahren; nun, wenn ich dem Herrn einmal einen Gefallen erwiesen kann, dann brauchen Sie es nur zu sagen.“

kleinungsstücke beschäftigt war. Käher tretend, wurde ich von dem traurigen Ausdruck seines Gesichtes betroffen. „Warum sitzen Sie hier so allein,“ begann ich, „sehen Sie sich nicht lieber zu den anderen?“ „Nein,“ antwortete er, den Kopf schüttelnd, „ich passe nicht zu ihnen, ich würde ihnen nur den Spaß verderben.“

„Ihnen recht etwas, Jan, erzählen Sie es mir doch.“ Er blühte auf. „Ich bin betrübt, Herr,“ sprach er. „Das sehe ich; aber warum? Wenn Sie es mir mittheilen, kann ich Ihnen vielleicht helfen.“ Wiederum schüttelte er traurig sein graues Haupt. „Ah nein, mir kann niemand helfen; aber ich will es Ihnen erzählen, es wird mir vielleicht gut thun.“

„Ich bin nicht immer so gewesen, Herr,“ sprach er nach einer Pause. „Früher war ich der fröhlichste Bursche, den es gab; ich war immer lebenslustig. Aber heute vor zehn Jahren ist es passiert. Armes Unglück! Arme Mutter!“

Er schwieg, und ich wagte es nicht, seine traurigen Gedanken zu unterbrechen. Endlich sah er auf. „Ich werde Ihnen alles erzählen,“ sprach er.

„Es ist schon zehn Jahre her, daß die „Königin Emma“, das Schiff, auf dem ich als Matrose diente, das Rade von Batavia verließ. Unter den vielen Passagieren, die sich an Bord befanden, war eine noch junge Dame mit ihrem Töchterchen, einem Mädchen von fünf Jahren; ein schönes und liebes Kind habe ich nie gesehen. Es hatte ein feines Gesichtchen, aus dem zwei große, blaue Augen einen anfaßen; jetzt sah ich sie vor Freude, dann wieder konnten sie so trauriglich vor sich zu faren. Es hatte langes, blondes Haar, und wenn es auf mich zukam, umgüllte dieses ihre ganze Gestalt wie mit einem goldenen Schleier; und gewandt war sie, Herr, gewandt wie ein Fischhörnchen. Wir waren bald die besten Freunde. Sie liebte Geschichten aus Herodotus, und als sie merkte, daß ich die vielen Märchen — nte, kam sie jeden Abend, wenn ich mit meiner Arbeit fertig war, zu mir. Dann sprach wir zusammen, und so vernahm ich, daß ihr Vater kurz vorher gestorben war und sie nun mit ihrer Mutter nach Holland zurückzöhrte, wo ihre Großeltern mütterlicherseits wohnten.“

„Denn steht du, Jan,“ sagte sie mit ihrem lieblichen Stimmchen, „Mütterchen fühlst sich so allein, da Papa nicht mehr da ist. Sie hat wohl nicht, und sie sagt immer, daß ihr ihr Trost bin, aber ich bin noch so klein.“ Ich konnte mir nicht helfen, aber so, wie sie dasah in ihrem weichen Kleibchen, mit dem halb traurigen, halb träumerischen Ausdruck auf ihrem lieben Gesichtchen, die Händchen gefaltet auf ihrem Schoß, schien sie mir einem Engel gleich, und ich bestam auf einmal so ein Angestelltes. Ich konnte es mir nicht erklären. Später begriff ich es, sie war ein Engel, viel zu gut für diese Welt. Als ob sie meine Gedanken errathen hätte, sah sie mich plötzlich an. „Nicht wahr, Jan,“ fragte sie, „Menschen, die so wie Papa einschlafen und nicht mehr erwachen, die kommen in den Himmel.“ „Ja,“ sagte ich. „Und da sind sie sehr glücklich, nicht wahr?“ „Ganz glücklich,“ sagte ich, und ich werde länger, wiederholte sie, „ganz glücklich!“ Und dann flüsterte sie vor sich hin: „Ich möchte auch gern schnell in den Himmel kommen!“ Ich wollte etwas antworten, aber da wurde ich gerufen, es war der Kapitän, und seine Stimme klang zornig. Ich sah mich um, ob auch jemand da wäre, denn ich hätte die Sorge für das Kind übertragen könnte, aber alle waren an der anderen Seite des Schiffes, und um sie zu ihrer Mutter zu bringen, mußte ich die keine Zeit, denn wieder hörte ich den Kapitän rufen, diesmal noch zorniger. Da fiel mein Auge auf einen der Schiffsjungen, der mit einem Buch in der Hand in einer Ecke saß. „Ruh einen Augenblick auf das Kind auf,“ rief ich ihm zu und ließ zum Kapitän.

Nachdem ich meine Befehle empfangen hatte, wollte ich zu meiner kleinen Freundin zurückzöhrten, als auf einmal der Ruf: „Mann über Bord!“ mein Ohr traf. Eine schreckliche Angst befiel mich und schien mir Flügel zu verleihen. Ich eilte an den Platz, wo ich die Kleine stehen verlaßen hatte — er stand voll Menschen, und zwischen ihnen bemerkte ich die Gestalt der Mutter, die ratlos die Hände rang. Wie der Blick begriff ich alles. Als ich fort war, hatte sich das Kind wahrscheinlich gelangweilt und war auf die Bank gegangen, um das Spiel der Wesen zu beobachten. Sie hatte das Gleichgewicht verloren und war in das Meer gefallen.“

Schnell drängte ich mich durch die Menschen, warf einen Schwimmgürtel um und sprang ihr nach. Augenblicklich, nachdem der Ruf: „Mann über Bord!“ vernommen war, hatte der Matrosen den Befehl empfangen, zu hoppeln, Aechzend und höfend verminderte das Schiff seine Fahrt und ich endlich unversehrt auf den Wellen. Ich mußte nach ein Stück weit schwimmen, ehe ich die Stelle erreichte, wo ich die kleine Gestalt finden sah. Ich schwamm mit aller Kraft. Noch ein paar Stöße, und ich

war da. Da kam sie wieder nach oben! Mein Herz klopfte schon vor Freude. Aber was bedeutet der helle Streifen, der von der entgegengelegten Richtung schnell wie ein Pfeil durch das Wasser schießt. Mein Gott! Es ist ein Hai! Mit der Kraft der Verzweiflung schwaum ich weiter — ich streckte schon die Hand aus, um sie zu ergreifen — da scholl ein mardurchdringender Schrei — und ich sehe sie verschwinden — das Ungeheuer hatte sie erfaßt. . .

Was danach mit mir geschah, weiß ich nicht mehr. Ich scheine bewußtlos geworden zu sein, denn als ich meine Augen aufschlug, lag ich in meiner Hängematte. Ich blinzelte umher, und auf einmal kam mir die schreckliche Wirklichkeit wieder vor Augen: Emmi todt — und durch meine Schuld! Ich machte mir die bestigsten Vorwürfe; warum hatte ich sie auch allein gelassen, anstatt sie zu ihrer Mutter zu bringen? Ich hätte dann wahrscheinlich einige Tage Knecht bekommen wegen Ungehorsams, aber was hätte das bedeutet im Vergleich mit den schrecklichen Gemüthsbissen, die meine Seele erfüllten!

Uegen Abend fiel ich in Schlaf, aber es war kein ruhiger. allerlei Visionen fliegen vor mir auf. Jetzt sah ich Emmis Mutter, die mich durchwurfvoll anfaß, dann wieder das kleine Mädchen, wie es an dem letzten Abend bei mir gesessen hatte, und ich hörte es wieder sagen: „Ich möchte auch gern bald in den Himmel kommen“, und dann kam auf einmal wieder der der Haifisch, und ich sah sie verschwinden. O Gott! es war fürchterlich. Ich wurde schwer krank. Warum bin ich nicht gestorben? Doch ich erholte mich wieder.

„Sie gütigsten Anzeichen der holländischen Küste genähert; noch ein paar Tage, und die Reize war zu Ende. Gleichgültig gegen alles, hatte ich nur den einen Wunsch, Emmis Mutter zu sehen und ihr zu sagen, wie unaussprechlich ich litt, und sie zu bitten, mir zu vergeben. So sah ich eines Abends in meiner Kajüte und dachte an meine kleine Freundin, die sie jetzt im Himmel sei, als ich auf einmal eine zarte Frauenstimme hörte, die fragte: „Jan, darfst du hereinkommen?“ Ich antwortete zustimmend, und da trat sie herein: Emmis Mutter. Ich stand auf, meine Arme zitterten, und ich mußte mich an Stuhl festhalten. Sie trat zu mir: „Sehen Sie sich, Jan,“ sprach sie freundlich und reichte mir die Hand, die ich nahm und drückte, und sah sie an. Mein Gott, wie war sie verändert! Ihr Gesichtchen, vorher schon bleich und schmal, war jetzt mit Todtenblässe überzogen, ein schmerzlicher Zug lag um ihren kleinen Mund; tief, blaue Ringe umgaben ihre Augen durch Thränen verdundelten Augen und zeigten von mancher schlaflosen Nacht. Wie ich sie so vor mir sah, so gebrochen, und dies alles durch meine Schuld, brach ich in Thränen aus. Sprechen konnte ich nicht. „Wergöben Sie mir,“ war alles, was ich hervorbrachte. Ich hatte erwartet, daß sie mich mit Vorwürfen überschütten würde, bitter und scharf, das hätte ich ertragen können. Aber dies nicht, nicht diese ruhige, verzweifelte Trauer. „Ich verzeihe Ihnen,“ klang es feierlich von ihren Lippen, „ich verzeihe Ihnen von Herzen: denn Sie haben meine Emme liebgehabt, und ich weiß, daß Sie Ihr Leben gegeben hätten für das Kind.“ Wie himmlische Musik tönten mir diese Worte in die Ohren. Die ratlose Angst, die mich in den letzten Wochen verlaßt hatte, schien endlich zu weichen. „Dant,“ hammelte ich, „wie gut sind Sie.“

„Der Kapitän gebietet morgen Blisfingen zu erreichen,“ sprach sie nach einer kurzen Pause, und da wollte ich doch noch Abschied von Ihnen nehmen. Leben Sie wohl, Jan,“ fuhr sie fort und reichte mir nochmals ihr schmales, durchfurchtes Gesichtchen, „möge der allgütige Gott uns beiden die Kraft geben, unser Leid zu tragen.“ „Lebemoht!“ Ich sah sie noch einmal an, und da spielte ein himmlisches Lächeln um ihre Lippen. Dann ging sie hin, und ich habe sie nie wieder gesehen. Einige Jahre später vernahm ich, daß auch sie gestorben sei. Armes Mütterchen! Die Sehnsucht nach ihrem Lieblich war ihr zu stark gewesen. . .

„Verleihen Sie nun, mein Herr, warum ich keine Freude mehr daran habe, bei den andern zu sitzen? Fröhlich und unbekümmert zu sein, das kann ich nicht mehr, dafür habe ich zu viel erlebt.“

„Aus der Schule. Lehrer (auf der biblischen Geschichtsstunde): Wie sprach David zu seinen Hauptleuten? — Schätze mit feiner Färberei mit dem Knaben Absalom. — Lehrer: Nicht! Der Töchter! Was soll das wohl heißen? — Lehmann (der nicht aufgepaßt hat): Sie sollten den Kinderwagen nicht umwerfen! — U s e i n e m f e s t b e r i c h t l i c h .

„Von der Liebe und Verehrung, deren sich der Herr Jubilar erfreute, legen zahlreiche Aeden und Ansprachen Zeugniß ab, die während des festlichen Gelages gehalten wurden. Sogar auf der Polizeiwache, wo sich gegen Morgen der größte Theil der Gäste zusammenfand, wurde noch ein begeistertes aufgenommener Toast ausgebracht!“

— Neue Erfindung. Folgt. Frau A.: Meine Anna dient bei einem Herrn Professor. — Frau B.: So, so, da wird's wohl recht g'scheidt! — In Karlsbad. Gast (zum Kellner): Das Beestrait ist doch nicht gepfeffert? — Kellner: Rein, bloß der Preis!

Enttäuschung. „Jetzt haben wir endlich die beiden Schinken gefunden, die Ihnen gestohlen wurden, Guterbaurer!“ „Gott sei Dank!“ „Hier ist der Kerl, der sie gefressen hat!“

— Kindliche Ansicht. Du, Mama, die Kuh da auf der Weide schaut aber finster drein, das ist gewiß die, welche die faure Milch gibt! — K o m i s c h e W e n d u n g . Untertoffizier: Kerls, seid nicht so faul. Natürlich, morgen habt Ihr ja Urlaub, und da ist euch alles Wurst. Aber wehe, sehe ich dann nichts davon.

— Onkel und Nefte. Onkel: „Ich habe schon, das Du wieder willst. Nach! also keine langen Schmeichelein, sondern gib Dich so wie Du bist.“ Nefte: „Na ja, lieber Onkel, ich will offen reden: gib mir das, was Du hast.“

Im Eifer. Zeugin: „Ich habe die Frau gleich an ihren gefärbten Haaren wieder erkannt.“ Angellage: „Lügnerei! Sie, meine Haare haben noch genau dieselbe Farbe, als wie ich sie gefäulst habe.“

— Konfusion. Lehrer (auf einer Exkursion im Walde): Kinder, von den Brombeeren müßt ihr noch keine pflücken und essen, sie sind noch nicht reif, sie müssen erst schwarz sein. Solange sie noch roth sind, sind sie noch grün.

— Ein böses Heim. Olo: Seit dieser Emil Meier verheiratet ist, macht er eine zu traurige Miene. Was mag er haben? — Mar: Heim — weh!

— Meinethogen hat sich mal ein Herr erschossen! — Ein Häufel.

Baron (zum Diener): „Wenn mich jemand sprechen will, ich bin nicht zu Hause!“ Diener (für sich): „Das wird immer räthselhafter, — gestern hat er drei Laubentmachsche gehabt, heute ist er schon wieder nicht zu Hause.“

— Ein böses Heim. Olo: Seit dieser Emil Meier verheiratet ist, macht er eine zu traurige Miene. Was mag er haben? — Mar: Heim — weh!

— Meinethogen hat sich mal ein Herr erschossen! — Ein Häufel.

Baron (zum Diener): „Wenn mich jemand sprechen will, ich bin nicht zu Hause!“ Diener (für sich): „Das wird immer räthselhafter, — gestern hat er drei Laubentmachsche gehabt, heute ist er schon wieder nicht zu Hause.“

— Ein böses Heim. Olo: Seit dieser Emil Meier verheiratet ist, macht er eine zu traurige Miene. Was mag er haben? — Mar: Heim — weh!

— Meinethogen hat sich mal ein Herr erschossen! — Ein Häufel.

Baron (zum Diener): „Wenn mich jemand sprechen will, ich bin nicht zu Hause!“ Diener (für sich): „Das wird immer räthselhafter, — gestern hat er drei Laubentmachsche gehabt, heute ist er schon wieder nicht zu Hause.“

— Ein böses Heim. Olo: Seit dieser Emil Meier verheiratet ist, macht er eine zu traurige Miene. Was mag er haben? — Mar: Heim — weh!

— Meinethogen hat sich mal ein Herr erschossen! — Ein Häufel.

